



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

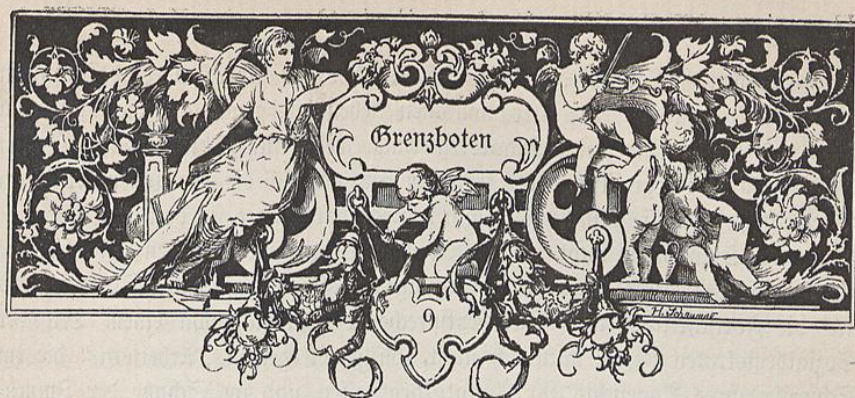
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

γλ.: Ein Tendenzschauspiel?

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Ein Tendenzschauspiel?



Im dem Eingeständnis eines Irrtums auszuweichen, dichten sich, wie man sagt, die meisten Menschen lieber einen Charakterfehler an. In der Politik scheint sogar ein unverzeihliches Verbrechen zu begehen, wer seine Meinungen durch die Erfahrung berichtigen läßt: die einmal ausgesprochene Ansicht wird aufrecht erhalten, die Thatfachen haben Unrecht, und doppelt Unrecht hat, wer ihnen Einfluß gewährt. Billigerweise muß auch zugegeben werden, daß es viel größere Selbstüberwindung erfordert, einen Irrtum zu bekennen als ein Verbrechen. Denn im ersteren Falle heißt das — gewöhnlich — zugleich einem andern Recht geben, seinen überlegenen Scharfsinn anerkennen, und zwar gerade demjenigen, den man als befangen, urteilslos bekämpft hat. Das ist beschämend. Das beschämendste aber wohl ist, sich sagen zu müssen, daß man naiver Weise ein Spiel für Ernst genommen und sich, wie der Landjunker in der Residenz, gegen Böfewichter ereifert habe, welche unter der abscheuerregenden Maske höchst moralische Absichten verbergen.

In solcher Lage befindet sich der Schreiber dieser Zeilen, aber zum Glück auch in zahlreicher und angesehener Gesellschaft. Und eben dieser Umstand macht es ihm zur Pflicht, offenes, rückhaltloses Geständnis abzulegen, seine Irrtumsgeossen aufzuklären und denen Abbitte zu leisten, die er so — lächerlich verkannt hat. Zur Sache denn!

Wir fühlten uns tief niedergeschlagen durch den Gang der parlamentarischen Verhandlungen im deutschen Reiche. Staatsmännische Weisheit scheint auch in andern Ländern nicht wild am Wege zu wachsen; aber wie viel Entschuldigungsgründe ergeben sich, wo Republik und drei Dynastien gleichberechtigte Ansprüche erheben, oder wo verschiedene Nationalitäten einander bis aufs Messer bekriegen!

Doch, woraus soll man die Leidenschaftlichkeit der liberalen Opposition in Deutschland erklären? Die Ultramontanen lieben das protestantische Kaisertum nicht und noch weniger eine Staatsregierung, welche sich nicht übertölpeln lassen will — das ist begreiflich. Und trotzdem, und obgleich die Fraktion unter einem Befehl steht, dem sie blindlings gehorchen muß, bekundet sie doch, wo der konfessionelle Standpunkt nicht ins Spiel kommt, einen viel klareren Blick für die Bedürfnisse des Volkes und die Bedingungen des Gedeihens eines Staatswesens als die Fortschrittspartei. Das Entsprechende läßt sich von einem Teil der Sozialdemokraten sagen: natürlich nicht von jenen Herren „Arbeitern,“ die im Schweiße ihres Angesichts ihr Agitatorbrot essen und im Schutze der Immunität ihre renommitischen Brandreden halten, damit leider oft erreichend, daß die vernünftigeren Elemente sich mit ihrer wahren Meinung nicht hervorwagen, weil sie sonst von den Entschiedenem in Acht und Bann gethan werden würden. Die Fortschrittspartei hingegen will, wie sie ja laut erklärt, keine Republik, keine Herrschaft des vierten Standes, keine Kommune, keine römische Botmäßigkeit. Sie hat eine andre Vorstellung als wir von dem Anteil der Volksvertretung an der Leitung der öffentlichen Dinge. Aber ist das ein Grund, systematisch jedem Reformgedanken entgegenzutreten, wenn er von der Regierung ausgegangen ist, jedes Bemühen um Hebung von Mißständen zu verdächtigen, deren Vorhandensein sie doch nicht leugnen kann und für die sie selbst keinen Rat weiß? Gnädig giebt sie zu, daß der Kanzler als Minister des Auswärtigen seine Sache wirklich sehr gut mache, beinahe so gut, als wenn Professor Virchow in der Wilhelmstraße residiren würde; daneben aber strengt sie sich aufs Heftigste an, ihm seine Aktionen zu erschweren und den guten Freunden im Auslande die Überzeugung beizubringen, Bismarck habe das deutsche Volk nicht hinter sich. Der Mann besitzt freilich eine recht lästige Angewohnheit: er behält am Ende immer Recht; können ihm hieraus diejenigen einen Vorwurf machen, die selbst immer Recht behalten — wollen?

Der schlechte Menschenverstand hat uns zur Lösung dieses Rätsels verholfen und damit eine Last von unsrer Brust genommen. Ein Gewerbsmann führte bittere Klage über die Oberflächlichkeit, mit welcher die Angelegenheiten, welche ihn zunächst berühren, in den Parlamenten behandelt werden, und setzte hinzu: „Es ist, als ob die Herren sich verschworen hätten, uns das ganze parlamentarische Wesen zu verleiden.“

Das Wort traf wie eine plötzliche Erleuchtung. Ja, so muß es sein, es kann nicht anders sein! Daß „Methode“ in dem Treiben sei, hatten wir längst erkannt, aber der Hamlet spielte seine Rolle so gut, daß wir uns völlig der Illusion hingaben. Fortschritt und Genossen haben die Beobachtung gemacht, daß das liberale Philistertum sich in einen Aberglauben verrannt hat und jeder Belehrung unzugänglich bleibt. Es hat sich von einem Wundertrank erzählen lassen, der alle Schmerzen heilt, einem ausländischen Gebräu natürlich, mit der

Etikette „Parlamentarismus.“ Was darunter zu verstehen sei, weiß es allerdings nicht, aber zu einem richtigen Geheimmittel gehört ja ein unverständlicher Name. Genug, die Mixtur soll irgendwo ganz erstaunliche Wirkungen hervorgebracht, alle Kranken gesund und alle Gesunden — reich, also glücklich gemacht haben. Und wenn wir sämtlich gesund und reich und folglich glücklich wären: eine Flasche Parlamentarismus müßten wir dennoch im Hause haben. Das ist einmal so gebräuchlich, und wir dürfen nicht hinter der Zeit zurückbleiben. Die Welt müßte ja glauben, wir kennten nicht den guten Ton. Daß ein so bescheidener Wunsch unerfüllt bleibt, daran ist die Reaktion schuld, dieser Inbegriff aller Bosheit, dieser Sammael, dessen Dichten und Trachten früh und spät ist, das Thun der Lichtengel zu durchkreuzen und den ruhigen Bürger und Steuerzahler zu peinigen. Wie ist solchem Aberglauben beizukommen? fragten sich die Volksfreunde. Wenn der Arzt das kurpfuschende alte Weib entlarven will, so bezichtigen ihn die Gläubigen des Brotneides; wenn die Polizei angerufen wird, macht man die Wohltäterin der Armen noch zur Märtyrerin; zeigt man einen, der durch die Kur zum Krüppel geworden ist, so heißt es, er habe gewiß gegen die Weisungen der Wunderfrau gehandelt. Am eignen Leibe muß jeder erfahren, was es mit den Geheimmitteln und Zaubersprüchen auf sich hat. Dann freilich ist meistens keine Hilfe mehr möglich. Doch der Belesene weiß, daß schon mancher durch ein Traumbild von seinem Wahne geheilt, zur Umkehr bewogen worden ist. Wir kennen die Neujahrsnacht eines Unglücklichen, Traum ein Leben u. s. w. Lassen wir unserm Volke im Traume seinen Willen, damit es erwachend sein Glück begreifen und schätzen lerne.

Wie anders stellt sich alles dar, wenn wirs in diesem Lichte betrachten, wie fügt und schickt sich alles, was unfasßbar und beklagenswert erschien, in ein vom Patriotismus umsichtig aufgestelltes System!

Die Auflehnung gegen gerechtere Verteilung der Lasten, gegen den Schutz der heimischen Produktion, gegen staatliche Fürsorge für diejenigen, welche sich nicht selbst zu helfen vermögen, gegen die Sicherung der überseeischen Handelsverbindungen, die Schwärmerei für die Freiheit des Landstreichens, die Freiheit der amerikanischen Trichine, die Hausirfreiheit, die zärtliche Sorge für den ungarischen Getreidespekulanten, den russischen und amerikanischen Holzhändler, den englischen Cottonfabrikanten, die Begünstigung jedes Zwischenhändlers, ob er Schweineschmalz, Cigarren oder Schnittwaaren führt, und die Taubheit gegen die Beschwerden des Landwirtes und des Gewerbetreibenden, die Entrüstung, so oft die Absicht auftaucht, das Hazardspiel an der Börse einzuschränken — lauter grobe, aber unstreitig wirksame Mittel der Komödie. Gewiß, die Schauspieler verdienen alle Anerkennung für die Hingebung, mit welcher sie ihre anstrengenden Rollen durchführen und sich nie verleiten lassen, dem Publikum, nach Art Betzels des Webers und anderer schlechten Komödianten, anzudeuten, sie seien nicht so gefährlich, wie sie sich anstellen müssen. Daher haben wir auch Bedenken

getragen, ihnen das Spiel zu verderben. Allein es ist doch wohl an der Zeit, der Sache ein Ende zu machen, und zwar aus verschiedenen Gründen.

Vor allem darf eine Vorstellung nicht zu lange währen, weil sie sonst den Zuschauer ermüdet und er endlich für die Entgegennahme der Moral am Schlusse nicht mehr in der rechten Stimmung sein könnte. Die Künstler rechnen ohne Zweifel nicht auf Dank, sie finden den Lohn im eignen Bewußtsein, aber sie dürften entschieden Undank ernten, wenn sie gar zu spät die Masken herunternehmen. Das ist freilich ihre Sache. Dagegen leidet das Allgemeine Schaden, weil nach dem Plan des Stückes so Nützliches und Notwendiges unterbleiben muß, und in solchen Dingen ja der Zeitverlust nicht immer der einzige Verlust ist.

Außerdem mußte das Beispiel des Marquis Posa, der doch sicherlich das Ideal jener Herren ist, ihnen sagen, wie leicht Intriguenspiele, die so kühn angelegt sind, von irgend einem nicht vorher zu berechnenden Zwischenfalle durchkreuzt werden und ein böses Ende nehmen können. Soviel ist unverkennbar, daß schon jetzt weit über das Ziel hinausgeschossen wird, und daß namentlich der erste Held der Gesellschaft sich häufig von seinem Feuer (für die gute Sache) zu Extempores hinreißen läßt, welche den Zweck der ganzen Aufführung gefährden. Er kopirt den brutalen Ton des hohlen Demagogentums mit einer Treue, welche den Hörer empört. Seine pathetischen Beteuerungen, er werde sich durch nichts abhalten lassen, über alles zu reden (mit Vorliebe natürlich über das, was er nicht versteht), ist allerdings eine blutige Verhöhnung der Berufsrednerei, und der Einfall, sich in praktische Militärfragen mit Redensarten zu mischen, wie sie seit 1848 nicht vernommen worden sind, darf geistreich genannt werden. Aber er sollte nicht vergessen, daß viele, ja die meisten seine Sarkasmen ganz falsch auffassen. Es ist so natürlich, daß auch der liberale Bürger, der nicht mit im Geheimnis ist, fragt: Sehen wir denn auf unglückliche Feldzüge zurück? Haben sich die Heereseinrichtungen nicht bewährt? Sind unsre Offiziere von Adel vor dem Feinde davongelaufen oder haben sie unsre Festungen verräterisch übergeben? Besteht heutzutage noch eine Kluft zwischen Adel und Bürgertum wie vor achtzig Jahren? Zudem hatte er gar nicht nötig, die Feinde des stehenden Heeres so unbarmherzig zu karikiren, das besorgen ja die Herren von der „Volkspartei“ mit ihrer Miliz zur Genüge. Und vollends die vom Zaun gebrochene Episode mit dem Grafen Moltke! Auch die Satire soll nicht zu arg übertreiben. Wenn der greise Feldherr sich herausgenommen hätte, Herrn Richter belehren zu wollen, wie man für den Geschmack der Politisch-Unmündigen zu reden und zu schreiben habe, so würde die Antwort; „Das verstehen Sie nicht, da bin ich Fachmann,“ sachlich berechtigt gewesen sein und sich dennoch wegen ihrer Dreistigkeit allgemeinen Tadel zugezogen haben. So aber hat er in dem Grafen Moltke das ganze Heer, die ganze Nation, alle Angehörigen derselben, auf welchem Fleck der Erde sie auch wohnen mögen, aufs tiefste beleidigt; und das stand wohl kaum in seiner Rolle.

Daß andre es ihm nachzumachen suchen, ist begreiflich; und erreicht ihn auch keiner in grotesken Wendungen und in jenen Kraftleistungen, welche im Theaterjargon „Kulissenreißerei“ genannt werden, so stören sie doch das übrigens so löbliche „Ensemble.“ Maßhalten, ihr Herren! Dieses Lächerlichmachen eines Großenhainer Gastwirts, auf dessen Kosten mit dem Feldmarschall angebunden wurde, dies Forschen nach persönlichen Interessen, so oft eine gemeinnützige Maßregel vorgeschlagen wird, dies Geschrei: „Ihr treibt Wahlpolitik!“ womit doch zugegeben wird, daß die Wähler die angefeindeten Ansichten teilen — alles das geht über den Spaß, verdirbt euer eignes Konzept. Denn die Menge unterscheidet nicht. Sie sagt nicht: „Fort mit den sogenannten Volksvertretern, welche sich geberden, als sei das Volk um ihretwillen da!“ sondern: „Wozu der ganze Vertretungsluxus? Damit die Staatsmaschine in ihrem geregelten Gange gehemmt, damit tausendförmige Ries Papier vollgeredet werden? Das ist uns die Mühe des Wählens und die Kosten nicht wert. Fort damit!“

Drum sagen wir, es ist an der Zeit, die Masken zu lüften. Der Zweck, den Parlamentarismus unpopulär zu machen, ist vollauf erreicht. Wird das Tendenzschauspiel noch länger fortgesetzt, so könnte es einen die wohlwollenden Spieler selbst höchlichst überraschenden Ausgang nehmen.

yl.



Die deutsche Flotte.



Es gab eine Zeit, wo der deutsche Kaufmann in dem Getriebe des Welthandels an erster Stelle stand. Die Handelsbeziehungen des in seiner Blütezeit mehr als siebenzig Städte umfassenden Städtebundes der Hanse waren weit verzweigt, und die zahlreichen Verkehrslinien deutscher Geschäftigkeit reichten vom äußersten Norden bis nach Italien, vom Atlantischen Ozean bis weit nach dem Innern Rußlands hinein und umspannten in gleicher Weise die bekannten Meere. Mit dem weiterschauenden Blicke des großen Handelsherrn verbanden die Hanseaten auch ein hohes Maß kriegerischer Tüchtigkeit. Da keine Staatsflagge ihren Handel schützte, so verwandelten sich die mit reichen Gütern beladenen Rauffahrer häufig genug zu eignem Schutze in wohlbewehrte Kriegsschiffe, welche mit Energie und Geschick dem Feinde zu trogen verstanden; ja in seiner Gemeinschaft fühlte der Hansebund sich wiederholt stark genug, selbst Königen mit Erfolg die Spitze zu bieten.